



Habkern 1939

Aus früheren Zeiten

Erinnerungen von Gottfried und Hans Zybach

Erinnerungen von Gottfried Zybach, Habkern

Erschienen in der Jungfrau Zeitung

Ein arbeitsreiches Leben



Gemeinsam mit vier Geschwistern, zwei Mädchen, Elisabeth 1912, Lydia 1922 und zwei Jungen, Hans 1914, Christian 1931 wuchs Gottfried Zybach 1917, am Bort im elterlichen Landwirtschaftsbetrieb auf. Die Kinder lernten früh, mitzuhelfen und zu arbeiten. Als die Eltern früh ver-

schieden, übernahmen die drei Zybach-Brüder den Betrieb. Der gesellige 86 Jährige machte an Sonntagen gerne Ausflüge, bis die Hüftarthrose ihn zu sehr einschränkte. Vielseitig interessiert unterhält sich Gottfried Zybach gerne mit anderen Menschen, liest viel und bringt seine Erinnerungen an vergangene Zeiten zu Papier.

Zu Fuss zur Kirche nach Goldswil

«Man erinnert sich noch, dass unsere Eltern erzählten, zu ihren Lebzeiten, bis zum Jahre 1949, habe es viele Neuerungen gegeben. In unserer Zeit von über 80 Jahren erkennen wir das nun auch. Dies war ja sicher schon in der Zeit vor etwa 500 Jahren so. Um etwas zu erneuern, brauchte es meist zuerst eine Entdeckung.

Es gab Erfinder, welche ihr ganzes Leben lang mit grosser Mühe fabrizierten und doch nichts davon hatten. Manche glaubten, befähigt zu sein, Neues auszutüfteln, doch ihre Erfindungen waren nur zu wenig nütze. Bei gewissen Dingen weiss niemand so genau,

wer sie eigentlich entwickelt hat. Wahrscheinlich schaffte oft auch ein zweiter Mann daran.

Lange hatten die Leute keine andere Wahl als sich zu Fuss, auf dem Rücken eines Pferdes oder mit einem Wagen, von Pferden oder Leuten gezogen, vorwärts zu bewegen. Vor gut einem Jahrhundert kam hier in unserem Land die grosse Änderung. An vielen Orten fehlten aber immer noch Wege und Strassen. Und um diese zu bauen, fehlten gute Werkzeuge und Sprengpulver.

In der Zeit vor mehr als 500 Jahren, als sich die Eidgenossen mit Karl dem Kühnen stritten, mussten die Habkererleute über die 'Vor dem Waldweiden, Hardermatte und Hardermannli nach Goldswil zur Kirche oder an den Weltverkehr wandern.

Es wurde erzählt, sie seien mit den Verstorbenen diesen Weg gegangen. Solche Menschen, welche über winters hätten sterben können, seien im Herbst ebenfalls hinüber gebracht worden. Lebten diese im Frühling noch, hätte man sie wieder nach Habkern zurück geholt. Von Goldswil zurück trug gewiss mancher in der Hutte oder in einem Sack Waren nach Habkern.

Kleine Geräte und Werkzeuge gab es schon reichlich. Doch es ging kaum nur um das Lasten tragen, die meisten Leute werden auch nicht viel Geld zur Verfügung gehabt haben, um Gerätschaften anzuschaffen. Mit etwas Land besaßen sie Milch, Käse oder Ziger, Eier, Fleisch und Brot, Obst und Gemüse zum Essen. Auch Kleider und Nachtlager wurden selber angefertigt.

Im Jahre 1421 begannen die Leute mit Ross und Karren den Weg zu bestreiten. Dies begrüßten, laut einem alten Dokument, die Herren in Interlaken nicht. Der Grund ist leider nicht bekannt. Irgendwann im 15. Jahrhundert hatten die Bewohner von Habkern mit Hilfe von jemandem aus Unterseen die Strasse von Habkern über die Stöllen hinunter gebaut. Geplant war sie vielleicht schon länger, doch wegen allerlei Schwierigkeiten nicht vorher zum Bau gekommen.»

Zollabgabe beim Brückentor

«Ich und ein paar Leute aus Habkern haben in der Unterschule noch die deutsche Schreibschrift lesen und schreiben gelernt. Vor einiger Zeit kamen mir die alten Bäuertschriften in die Hände, welche ich dann las.

Diese in Kurrentschrift geschriebenen Dokumente fingen an, mich zu interessieren und ich begann mit Mühe, diese zu entziffern zu versuchen. Bisher hatte sich da niemand daran gemacht. Nun auch bereits 70 Jahre alt, war es mir zeithalber möglich. Die Schrift war schwierig, weil noch nicht ganz gleich wie jetzt.

Das Papier aus den Anfängen der Papierherstellung war etwas rauher. Einige Schriften waren auf Pergament festgehalten.

Von der Bäuert-Versammlung bekam ich auf meine Frage, ob ich die Dokumente in die französische Schrift umschreiben solle, den Auftrag, dies zu tun. Unter anderem auch zum Zweck, damit später noch jemand lesen kann, worum es sich in den Schriften handelte.

Während der Arbeit stiess ich auf einen unscheinbaren «Wägbrief», als ich erkannte, dass es darin um die wichtige Habkernstrasse geht. Es war eine Abschrift eines Pfarrers von Habkern, aus dem Jahre 1721. Das Original war ein Schreiben von 1512 aus dem Klostergericht im einstigen Kloster Interlaken. Es ist aber nur die Rede von einer Strasse bis zum«Lombachthor», vermutlich wegen dem pflichtigen Unterhalt. Dieses «Thor» hatte wahrscheinlich eine grosse Wichtigkeit. Man nimmt an, es müsse bei einer Brücke gewesen sein. Von einer solchen ist aber nirgends die Rede.

In Urkunden von Unterseen war ebenfalls nichts zu erkunden, auch nicht von einer Strasse, welche vom Lombach nach Unterseen geführt hätte. So nahm man an, dass eine mögliche Strasse von Sankt Niklausen , auf der linken Seite des Lombachs, bis unter die Badweide unten, wo grosse Felsen sich im Lombachbett befinden, führte. Dort wo die heutige Brücke steht, war zu früheren Zeiten wohl kein solcher Bau möglich gewesen, da der Lombach, den

Berichten nach, mit immensen Wassergrössen, breit gegen den Thunersee ging.

Sie befand sich vermutlich weiter oben, wo dann beim Brückentor jeweils ein Zoll erhoben wurde. In einem alten Brief heisst es:

«Diese Kilchstrass gelegen von der Bühlbach-Brügk haraus bis an das Lombachthor. Die welche mit ihr weyd daran gelegen, mit den Vilgemelten aus Habcheren, sollen sie einander hilflich sein und sie wieder machen und in ehren han bis in Ewigkeit. Und dass ein jeglicher, der sein gut oder weyd hat an der Kilchstrass, ihn zäune nach notdurfft, und ein gut gross thor mit stüden mag machen in massen, dass ein jeglicher ohn schaden mög mit einem saum oder schlitten hiendurchfahren, und das thürlin henken an das under ort, dass es vom berg aufgang»

Weiter liest man die Verordnung: «Von allerheiligentag (1. Nov.) bis zu meyen sollen die thürlin dännen getan werden, und von meyen weg bis allerheiligentag, wo das vieh auf den bergen ist, sollen die thürlin offen stahn».»

Unheimlichkeiten bei der alten Säge

«Im Jahre 1857 errichteten die Einwohner am Bort in Habkern eine Schlegelsäge. Vorher wurden die Flecken für die Häuser alle mit der Axt zurechtgehauen, vermutlich geschah dies im Wald. Die Schlegelsäge war einfach, aber dennoch eine Maschine, welcher die älteren Leute sicher verwundert zuschauten.

Am Wasserrad war der Wandelbaum mit etwa 50 Zentimeter Durchmesser befestigt. Daran befand sich ein Holznocken, der bei jeder Drehung den Nocken des Sägegatters hochhob. Die Anziehungskraft der Erde zog den Gatter nach unten zurück und sägte. Würde die Säge noch stehen, bedeutete sie vielleicht eine Touristenattraktion.

Abgesehen davon, soll es seinerzeit an gewissen Orten gespukt haben. In früheren Zeiten, am Abend bei Öltägel und Kerzenlicht, machten allerlei Geschichten die Runde. Eine davon handelt von der Schlegelsäge: Man erzählt sich, dass in einer dunklen Nacht, als es bereits gegen den Morgen zuing, ein Mann zum Säger eilte. Verunsichert berichtete er diesem, er habe bei der Sägerei deutliche Geräusche gehört, als würde gesägt, aber mit lautem unheimlichem Kreischen.

Darauf machte sich der Säger auf den Weg, bergauf der Säge zu. Da hörte er die Geräusche auch, jemand sägte tatsächlich. Als er langsam an die Westseite des Gebäudes schlich, erblickte er des Rätsels Lösung: Ein grosses Stück Hartschnee war vom Dach heruntergeschossen, auf der Erde aufgestellt und hatte dann an den Wasserkänel anlehnend, diesen mit dem laufenden Wasser über das Wasserrad geschoben und die ganze Sache in Bewegung gebracht. Die Trämeltransporteinrichtung war zerstört und da das Sägeblatt an der Eisenbeschlagung nicht weiter kam, blieb alles am selben Ort. Daher stammte die Kreischmusik.

Trotz dem Ärger, fühlte sich der mutige Säger erleichtert, dass sich die schauerliche Sache nun geklärt hatte. Die altertümlichen Sägen funktionierten nur, wenn Wasser das Rad antrieb. Bei der Bortsäge war dies nur während der Schneeschmelze oder bei einem lang anhaltenden Regen der Fall. Oft kam es vor, dass nicht gesägte Stämme anfangen zu faulen, weil im Winter mehr und mehr Trämel darauf geschichtet wurden und die Wartezeit bis zur Verarbeitung zu lange war.

Im Jahre 1929 stand eine dringende Reparatur an. Erst gedachte man diese auszuführen, im Laufe der Monate entschloss sich die Bäuert jedoch, ein neues elektrisch betriebenes Sägegebäude auf neuem Platze zu erstellen.»

Was es mit den 'Häfellene' auf sich hatte

«Im Jahre 1921 wurde Habkern mit elektrischem Licht versorgt. Doch die Erinnerung an die Zeiten zuvor blieb lebendig. Als kleiner Bub sah ich die Grossmutter noch mit dem «Oeltägel» hantieren. Meine Mutter trug die Petroleumlampe mit sich herum, um Licht zu haben. Alles änderte sich, als fremde Männer erschienen und überall im Haus an den Wänden und Decken unbekannte Dinge anschraubten. Erst nach ein paar Tagen löste sich das Rätsel, es gab elektrisches Licht. Dies bedeutete ein wichtiger Fortschritt und erleichterte das Leben sehr.

Eine alte Frau musste aufgeklärt werden, als sie fragte: Kommt denn das Licht aus den «Häfellene», welche da an den Stangen hängen?». Die Kinder ermahnte man, die Schalter nicht zu betätigen, weil man hohe Stromrechnungen fürchtete. Aus diesem Grund benutzte man die Lampen sparsam. Das elektrische Bügeleisen folgte bald und wurde gerühmt, konnte damit doch viel effektiver gearbeitet werden.»

Eine grosse Anschaffung bei kleinem Lohn

«Während dem zweiten Weltkrieg blieb zu Hause manches unerledigt. Es kam die Zeit danach, als wir uns überlegten, einen Benzinmotor zu erwerben. Für den Gebrauch in den Bergen wurden spezielle Motormäher entwickelt und fabriziert. Die ersten hatten ein Seitenmähwerk. Als jemand aus Habkern einen solchen kaufte, waren alle an dessen Erfahrungen interessiert. Doch es stellte sich nicht als das optimale Werkzeug heraus. Der Lauf der Zeit brachte immer bessere Maschinen hervor.

Wir in Habkern erfuhren, dass in Beatenberg einer der sogenannten moderneren Mäher in Betrieb sei. Nach einer Besichtigung entschlossen wir uns im Frühling 1946 einen solchen Frontmäher anzuschaffen. Er kostete 2300 Franken, was viel war in einer Zeit, wo der Stundenlohn 1 bis 1 Franken 20 Rappen betrug.

Einige Leute standen den neuen Apparaten kritisch gegenüber. Sie meinten, in Habkern, diesem unebenen und steilen Land, könne man dieses Ding doch kaum gebrauchen und mähten lieber von Hand. Doch eine Weile später besaßen praktisch alle Landwirtschaftsbetriebe einen Mäher.

An den Zweitaktmotor musste man sich erst mal gewöhnen. Die Bauern starteten erste Versuche und lernten schnell. Manches ging jedoch auch schief. Einmal rollte ein Mäher in den Bach hinunter. Ein alter Mann meinte nachdenklich zu der ganzen Sache: «Je mehr Motormäher sind, je weniger mögen die Leute fertig werden».

Ich machte eine Seilwinde an den Mäher. Einige Jahre später kam ein Mistbrecher mit Riemenantrieb auf den Markt. Einen derartigen liessen wir von einem Schlosser an den Motormäher montieren. 1957 hatte unsere selbstangebrachte Seilwinde ihren Dienst getan. Denn wir erwarben eine neue Maschine. Sie war wendig, schnell, mit einer Seilwinde an der Front. So liess sich die Winde besser zügeln.

Sechs Jahre später kauften wir einen Triebachser, einen Karren, welcher im Hanggebiet geländegängig war. Nach 33 Jahren war die Arbeit mit dem Drahtseilzug grösstenteils fertig. Auch der Mistbrecher hatte bald ausgedient. Dieser und die Seilwinden wären eigentlich noch in gutem Zustand und noch zu gebrauchen. Wir haben sie als Erinnerung noch aufbewahrt.»

Schindeln fertigen als gute Regenwetterarbeit



Alte Rüebgartenscheuer

«Eine Frau von einem Flachlandbauernhof fragte mich einmal, was meine Brüder und ich eigentlich in jungen Jahren gemacht hätten. Aus Unterlandsicht schien unser Heimwesen wohl zu klein, um zwei Männer zu beschäftigen. (Der jüngere Bruder Christian hat Jahrgang 1931).

Einen Beruf zu erlernen, war nicht üblich; wie auch nicht, aus Habkern wegzuziehen. Auch herrschte überall eine grosse Arbeitslosigkeit. Die meisten arbeiteten im Winter, wie wir auch, als Holzer.

Unser Vater litt schon früh unter Atembeschwerden, weshalb wir vieles selbständig erledigten oder ihm halfen. Er baute, weil es nötig war, doch er machte es gerne. Schon vorher hatte er bereits zwei Scheunen gebaut. In den Jahren 1931 und 1934 erstellten wir gemeinsam zwei solche. Jede für 10 Stück Grossvieh.

Vier Jahre später musste eine alte Viehunterkunft erneuert und erhöht werden. Für diese und die folgenden Bauten machten wir das Holz bereit. Motorsägen kannten wir nicht. Der Vater kam alle Jahre, das war etwa im November, von einer Holzsteigerung nach Hause und sagte, er habe Holz ersteigert, Fallholz und Ausforstung.

Es fehlte uns manchmal, wie anderen Leuten auch, der grosse Eifer, auf den Sattel oder in den Wangwald zu steigen, weil kein hoher Gewinn zu erwarten war. Der Vater ermunterte uns aber, wir sollten schauen gehen, ob brauchbares Bauholz dabei sei. Auch fertigten wir massenweise Schindeln an. Diese Arbeit war eine gute Regen- und Schneewetterbeschäftigung.

Mein älterer Bruder Hans verbrachte die meisten Sommer auf der Alp. Ich übernahm 1943 für 50 Jahre das Amt des Bäuerkassiers dazu war ich für 25 Jahre noch Schreiber. In der Bortbäuert besass seinerzeit bloss ein einziger Haushalt ein Telefon. Deshalb musste ich, um Leute zur Arbeit oder zu einer Versammlung aufzubieten, jeweils von Haus zu Haus marschieren.»

Weshalb die Heueintragslöcher so klein waren

«Wir besaßen auf unseren Grundstücken niedere Ställe in den Scheunen, worin das Heu versorgt wurde. In Habkern sind heute noch solche Ställe zu finden, einige bis zu 200 Jahre alt. Man durfte nicht vergessen, sich wegen der geringen Höhe in gebückter Stellung zu bewegen, sonst stiess man sich den Kopf an.»

Die Schindeln auf dem Dach waren mit Steinen beschwert, auf der einen Seite der Scheune befand sich ein kleines Heueintragsloch. Die Bürden durften nicht zu gross geraten, sonst konnte es eng werden.



Gottfried und Christian Zybach, sowie Vreni und Elsbeth Aemmer



Die Jungen schimpften über die knapp ausgemessenen Löcher. Ihnen wurde mit nicht ganz ernst gemeintem Spott erzählt, früher seien die Männer eben kräftiger gewesen und hätten mit Muskelstärke die Bürden hineingestossen... Der Grund, weshalb das Loch aber wirklich nur so klein war, könnte in der damaligen Heubeschaffenheit liegen. In der Epoche, als diese «Schüürli» gebaut wurden, war das Heu magerer und auch weniger als später, als Kunstdünger eingesetzt wurde. So hatten wir zu kämpfen mit

den ein Meter oder mehr langen Halmen, welche ungattliche Bürden ergaben.»

Branderde als Düngung für die Kartoffeln

«Ganz früher hatten die Habkersleute, um einen neuen Kartoffelacker zu machen, eine Are oder mehr, mit einer Hackhau den Rasen abgeschält. Den legten sie umgekehrt auf einen Berg Reisig und zündeten den Haufen an. Dies ergab die vielgepriesene Branderde, welche den Kartoffeln förderlich sei. Wir praktizierten dies nur noch kurz, denn die Eltern kritisierten diese Methode. Also

schlugen wir ein Stück Wiese ab, drehten es um und legten es auf die gesetzten Saatknollen. Die Arbeit war sehr kräftezehrend, zumal manchmal zwischen Steinen und Baumwurzeln gepflanzt werden musste.

Ich genieße die Erinnerung daran, wie die ganze Familie gemeinsam ackerte. Dann aber kam der Krieg und mit ihm die Anbauschlacht. 16 Aren Acker waren Pflicht. Wir kauften einen Ottopflug. Denn seit 1930 hatten wir einen Elektromotor mit Seilwinde. Mit diesem Drahtseil zogen wir den Pflug nun den Hang hinauf. Auf diese Weise ging dann die Bewirtschaftung der Fläche besser. In den folgenden Jahren pflanzten wir auf dem Grundstück ob dem Haus Sommerweizen. Im Sommer kam er in die Laube, die Ären gegeneinander, damit die Vögel nicht drankamen. Im Herbst zogen wir ihn mit dem Schlitten zum Haus hinunter. Eine Dreschmaschine wurde angeschafft, wir trugen noch den Elektromotor dazu, dann dreschten wir. Dazu bekamen wir noch eine alte, vom vielen Gebrauch ausgeleierte, Röhdel. Es war interessant, dieses Ding zu gebrauchen, wenn auch die Zahnräder immer wieder übereinanderschnappten.

Trotz allen Mühen blickten wir am Ende auf einen Sack von etwa 50 Kilo Weizenkörner. Diese mussten wir zu Fütterungszwecke abgeben und erhielten Mehl dafür. Als der Krieg vorbei war, liessen wir diesen Kampf. Zurück blieb das Andenken. Eine Zeit lang bauten wir noch weiter Kartoffeln an. Irgend einmal rentierte aber auch das nicht mehr.»

Aus früheren Zeiten

Erinnerungen von Gottfried Zybach, Habkern

Fortsetzung des Schreibens in der Zeitung, und Erklärungen, weil in derselben der Raum fehlte.

«Die Vorstellung zurück als im 15. Jahrhundert die Habkerstrasse über die Stöllen hinunter gebaut wurde und vermutlich mit Mühe eine gedeckte Holzbrücke über den Lombach gebaut wurde. Etwas kleiner aber vermutlich sonst gleich wie die noch auf einer Foto zu sehende Brücke über die einst gefürchtete Kander am Thunersee. Ein interessanter hoher Bau, Wassergrössen viel Raum lassend.

Eine kleine Brücke brauchte es auch im Bühlbach oben. In den Felsen auch nicht so einfach. Als die Strasse vollendet war, war es dann möglich mit Pferd und Schlitten schwerere Waren hinab und herauf zu transportieren. Die Leute fertigten Holzwaren viel selber an.

Auf den Basler Ausrufbildern ist zu sehen, dass die Leute auch in der Stadt bis ins 18. Jahrhundert viel daheim machten und damit durch die Strassen liefen und es laut rufend an priesen.

Die Strasse war etwa 1.5 m breit. Ein kleines Stück ist noch im Bühlbach in den Felsen zu sehen. Genannt die «Kilchstrass», die Leute konnten dann nach Unterseen zur Kirche. Davon genannt die Kilchwegscheuer.

Es wurden Maschinen aus Holz hergestellt wie Mühlen, Schmieden und Schleifen. Für richtige Sägen fehlte vielleicht noch lange der gute Stahl für Sägeblätter und Feilen um sie zu schärfen. Der gute Stahl kam dann durch die Erfindung der Eisenverhüttung immer besserer Verfahren im 17. 18. Und 19. Jahrhundert. Eisen verschmelzung in Hochöfen durch Koks, grosse Hitze. Dann erst hatten sie gutes Material um Maschinen in Fabriken herzustellen.

Also, die wie erwähnt im Jahre 1857 von der Bortbäuert errichtete Schlegelsäge, haben wir noch in Betrieb gesehen. Wir erinnern uns noch wie wir die Bretter etwa 50 m nach oben tragen mussten. Dieses hörte dann bei der neuen Säge auf und viel konnte gesägt werden. Mehr als 70 Jahre hatte die alte Säge ihre gute Arbeit geleistet. Die Leute hatten nun Bretter, was vorher nicht war.» «

Jochtragen nach alter Zeit

«Anderes kam nun daher. Die neue Säge brauchte elektrische Kraft. Einen Drehstrommotor. In Habkern war seit 1921 nur Wechselstrom für Licht. Auf dem Steinacker stand ein Transformator. Von diesem kam der Strom wieder von der Hochspannung zurück an das Bort. Es erforderte nun einen Transformator auf der Fluh. Dieser war hergebracht Ende Strasse Habkern-Bort und wartete da, weil noch keine Strasse auf die Fluh führte. Es musste eine Höhendifferenz von 1050 auf 1300 m.ü.M überwunden werden. Motoren mit Seilzugeinrichtung waren in Habkern noch keine vorhanden. Da entschlossen sich die Männer am Bort, nach Beratung, nach altem Brauch zum Joch tragen.

Gutes Wetter, trocken und Mondschein war nötig und 12 Männer. Von uns war mein Bruder Hans als 16 jähriger dabei. Vater 55 und ich 12 jährig trugen einen ganz guten Kaffee mit gebranntem und Esswaren nach. Sie gingen mit dem Transformator möglichst eine gerade Linie hinauf. Der Kehriweg war zu schmal, sie mussten rechts über den steilen Hang hinauf. Gewiss durften nicht alle zur selben Zeit ausrutschen. Der Boden war uneben, da kam es vor, dass einer zu viel zu tragen hatte und ein anderer nichts.

Das Ziel wurde aber erreicht. Diese Aktion ging gut von statten. Bei uns am Bort war dieses die letzte Trägi mit dem Joch. Unter der Fluhscheune war der Ruheort. Die Männer waren zufrieden mit unserer Bewirtung von der Bäuert. Kurz wurde sogar etwas gesungen, nicht alle halfen. Dann nach einer Weile war etwas

Uneinigkeit wegen der Arbeit am neuen Sägereigebäude, welche nun im Gang war.

Dann war es bald Schluss mit der Gemütlichkeit. Eine eifrige Disputation war die Folge. Man zottelte durch den Kehriweg hinunter. Dann war noch einmal Halt. Sie redeten über allerlei Sachen. Ein Mann verlor etwas persönliches im Gras. Es wurde gesucht und man fand es wieder. Ich sehe sie noch suchen. Der Vater als Präsident hatte sich schon vorher verzogen. Wir beide waren noch dabei. Die Zeit war dann gekommen, wo diese Versammlung geschlossen wurde, ohne Protokoll, und man ging heim, Der Mond sorgte noch für Licht. Solche Trägen gabs früher viel und sie hatten ihren Inhalt.

Auch das Getriebe der Sägerei musste hinauf getragen werden. Um 1920 mussten die Leitungsmasten ein Stück weit getragen, und mit dem Schlitten an ihren Ort gezogen werden. Sie kamen aus dem Wald der Bortbäuert. Nun hatten wir Kraftstrom für die Sägerei.»

Landwirtschaftsbetrieb

«Auch in der Landwirtschaft konnte man transportable Elektromotoren brauchen. Wir und unsere Cousin in der Nähe kauften jede Partei für sich einen Motor, dazu Seilwinden mit 400 m Seil. Die Seilwinde der Cousins war im «Stöcki» stationiert, einer Scheune weiter oben mit Stromanschluss. Wir transportierten dann meistens unseren Motor vom Haus hinauf zu dieser Scheune. Dort benützten wir dann beide Parteien gemeinsam diese Sachen.

Wir hatten dann noch das Drahtseil über 100 Meter den Hang hinauf zu unseren Grundstücken zu schleppen. Dieses Seil auch wieder ein Stück weit bei jedem Fuder Mist auf dem Schlitten. An erhöhten Stellen stellte man etwa eine Seilrolle auf. Beim rückwärts ziehen strich das Seil an manchen Orten auf der blossen Erde.

Aus diesem Grunde lud man den Mist auch auf zwei Räder. In diesem steilen Gelände war aber auch das mühsam und wurde bei möglichem Seilriss gefährlich. Trotz allem ging es gegenüber früher, dem Mist tragen mit der Hutte, leichter. Es war nun möglich diesen Dünger auf alle Höhen zu bringen. Daheim in der Nähe bewegten wir uns mit Seil und Schlitten auf dem Lande.

Man erinnert sich noch wie der Vater Gras im Seiltuch auf das «Räf» geladen hat und damit zur Scheune hinauf stieg. Damals oft und auch später noch trug man Gras in Jutesacktüchern zur Scheune.

An diese Seilwinden-Maschinerie mussten wir uns gewöhnen. Wir kamen aber ohne grössere Unfälle durch. Ganz am Anfang wollte ich während die Winde in Betrieb war, das Seil mit den Händen etwas ordnen. Es erwischte mich an den Fingern, schnell riss ich sie los, hatte sie geschunden und hatte etwas gelernt. Oft waren die Schlitten in Gefahr, aber denen tat es ja nicht weh. Auf dem Lande beschädigten wir durch reiben unser Seil. Um alles richtig zu pflegen war man am Anfang zu wenig erfahren.

Eine grosse Hilfe war auch die Brennholzfräse, gegenüber von Hand zu sägen. Seit 70 Jahren steht die Fräse und der Motor nun schon im Einsatz.

Kurz nach uns waren in Habkern 3 Benzinmotoren im Betrieb zum Seilziehen in der Landwirtschaft. Sie waren aber gross und schwer und konnten nur vom Hausbetrieb aus gebraucht werden. Jahre später gab es dann kleinere Motoren. Sie waren aber noch nicht eingerichtet um sich selber vorwärts zu bewegen. Mit Pferden wurden die Seilwinden zu anderen Grundstücken gezügelt. Jahre später gab es dann die sich selbst vorwärts bewegenden Seilzugmaschinen.

Ein paar Jahre noch waren wir auf Elektrizität angewiesen, bis Zybach Christian ein altes Auto auf eines seiner Grundstücke brachte und daran eine Seilwinde montierte. Wenn wir in der Nähe

waren durften wir auch diesen Automotor mit Seilwinde mit benutzen.

Es kam der Krieg und wir mussten immer wieder eine Zeit lang in den Aktivdienst. Man machte daheim nur das allernötigste. Nachher erwarben wir uns einen Motormäher, wie angeführt. Dieser Mäher war noch sehr im Entwicklungsstadium. Auch ich war ungewohnt und hatte etwas Mühe. Das Mähwerk war nicht wie bei den Mähern von heute. Auch das Land hatte allerlei Unebenheiten und behindernde Stellen, was man mit der Sense nicht bemerkte.

Im ersten Sommer machte ich auf unseren Wiesen komische Übungen. Später ging es dann besser und ich mähte auf Anfrage auch anderen Leuten. Auch auf der Holzflühalp. Als dann immer mehr Bauern eigene Motormäher in Betrieb nahmen, brauchte man meine Mäherei nicht mehr.

Die grosse Überlegung war schon Jahre vorher, Benzinmotor mit Seilwinde. Als nun diese Motormäher angepriesen wurden, sahen wir auf Bildern eine Seilwinde dazu. Wir fanden aber dass dieses Eisengestell sehr schwer sein müsse, um von einem Grundstück zum andern zu transportieren.

Da entschloss ich mich nach diesem Modell eine hölzerne Seilwinde zu bauen. Sie war viel leichter und wir konnten sie auf einem Schlitten mit dem Mäher ziehen. Wir zogen mit ihr den Mist und pflügten in Wurzeln und Steinen. Mit 500 m Seil zogen wir Thomasmehl nach oben. Ein Regierungsrat kam vorbei und fand: «Geit au, isch primitiv». 10 Jahre war ihr wirken, dann kam eben eine neue daher. Eine Mäherfrontwinde wo unlängst vorher erfunden, und nun einfacher zu zügeln war.

Ein neu entwickelter Mistbrecher kam auf den Markt, für uns zu gross und zu schwer. Ohne richtige Wegverhältnisse schier unmöglich ihn zu transportieren.

Alle Leute verarbeiteten ihren lieben Mist viele Tage im Jahr, ganze Familien, mit der Gabel in kleine Stücklein. Man wusste nie etwas

anderes. Früher hatten sie Dreizinkengabeln, mehr aus Eisen, welche sich verbogen. Schon länger gab es Mistgabeln mit 4 Zinken aus Stahl. Da kam es etwa vor, dass so ein Zinken ab brach.

Wir versuchten auch einen leichten Mistbrecher zu konstruieren. Dieses Abenteuer musste aber ohne gute Schlosserhilfe aufgegeben werden. Und man war zufrieden weiterhin den Mist von Hand zu brechen.

Nach ein paar Jahren gab es dann wie angeführt einen leichten Mistbrecher, welchen wir von einem Schlosser an den Motormäher bauen liessen. Endlich konnten wir unseren guten Benzinmotor auf 3 Arten brauchen. Einen Karren gab es noch nicht. Einen solchen liessen wir erst 1957 von einem Schlosser für an den neuen Motormäher anfertigen.

Die Entwicklung ging weiter. Auch dieser Mistbrecher war nach 20 Jahren mit seinem emsigen Wirken am Ende. Neue grosse und bessere Maschinen kamen. Die älteren wären noch gut. Sie sind aber nicht mehr gut genug.»

Vom alten zum neuen Verkehr

«Vor mehr als 60 Jahren plante man über das Bort hinauf an einem guten Schlitt- und Karrweg herum. Er kam aber wegen Kosten und anderem nicht zu Stande. Man glaubte, wenn es irgendwie Beiträge gäbe und man etwas daran arbeiten könnte, so sollte es möglich sein. Immer wurde davon geredet. Als dann die Maschinen angeschafft wurden erst recht.

Von Landkarren wusste noch niemand etwas. Auch Landwirtschaftsbeiträge gab es keine. Da war es für den Bauernstand schwer an grössere Projekte und Käufe zu denken. Auch Bund und Kanton hatten lange kein Geld. Doch plötzlich gab es welches. Im Jahre 1954 kam National- und Regierungsrat Dr. Tschumi daher es gebe von Bund und Kanton 71 % Subvention, aber nicht an einen Karrweg, es müsse eine grosse Strasse sein.

Das war gross und hoch erklärt von einem Politiker. Man rechnet die Kosten, was jeder nach dem Perimeter zu zahlen hätte. Wir beide Familien Zybach je Fr. 12'000. Natürlich war so eine Strasse ein schöner Gedanke, aber es war eben damals nicht leicht, besonders in den Bergen. Auch sonst ist die Stimmung nicht bei allen Leuten immer dieselbe, bei uns war sie nicht gut. Diese Strasse wurde gebaut. Da man dann später noch mehr Landwirtschaftsbeiträge erhielt, war es nicht mehr so schlimm mit finanzieren. Am Anfang dieser Strassenbauplanung hatte man diese Erwartung nicht.

Grosse Lastwagen, vorher nie gesehen, kamen nun daher. Vermutlich werden sie immer noch grösser.

Diese Beiträge nahm man dankbar an. Sie wären noch weiter willkommen, wenn nicht alles hoch hinaus gehen würde. Bund und Kanton klagen über Schulden. Es gibt Leute welche trösten, die bezahle schon einmal jemand. So leicht können es eben nicht alle sehn. Immer mehr Strassen und Bahnen, die Berge durchlochen. Für gewisse Leute hätte es schon lange gemacht sein sollen. Alles bezahlt einmal jemand.

Der Bergbauer sollte jetzt bei den hohen Löhnen schnell Wunder vollbringen. Wenn er das nicht kann, so soll er sein Heimwesen verlassen, und in die Stadt auf Arbeitssuche gehen. Dieses die Idee eines Professors. Ob sie in der Stadt solche nötig hätten, ist eine andere Frage. Man kann sich da verwundern über die heutigen Probleme.

Man kann sich auch wieder zurück erinnern in die zwanziger und dreissiger Jahre. Im Jahre 1924 war die Strasse Habkern Dorf – Bort fertig gebaut. Es war damals auch etwas, an welchem die Leute Mühe hatten ihren Anteil zu bezahlen. In Habkern fuhren noch keine Autos.

Es wurde erzählt, dass wenn ganz selten ein Auto von Interlaken kam, die Leute interessiert schauten. Bis zum Jahre 1927 fuhr eine Postkutsche im Sommer. Im Winter noch der Pferdeschlitten bis zum Jahre 1935. Sie konnten die Habkern-Strasse nur mit Mühe schneefrei halten. Es gab keine Schneeschleuder.

Von 1927 weg fuhr dann im Sommer ein Personenauto mit der Post. Im Jahre 1935 wurde dann mit einem kleinen Car ein Autokurs eingerichtet. Noch viele Jahre ging vom Bort ins Dorf Habkern, im Winter ein Schlittenpfad und in der Mitte, wo das Pferd lief, eine Spur für die Fussgänger. Als diese Bortstrasse gemacht war, war sie noch sehr rauh, immer wieder wurde sie neu mit gemahlenem Kies bedeckt. Der Pferdewagen mit den Eisen beschlagenen Rädern machte dann auf beiden Seiten der Strasse immer wieder ein Weglein zum laufen. Dann kam der neue Verkehr. Junge und auch ältere Leute kauften sich ein Velo, welche es damals in einfacher Art gab. Sie hatten keine Übersetzung. Das Militärvelo welches wir uns erwarben, hatte hinten eine Rücktrittbremse und vorne eine Gummibremse.

Mit Mut suchten sich nun die Leute vom Bort mit dem Velo durch eines dieser erwähnten Weglein zu balancieren. Ein junger Mann wollte es schnell können, stürzte über den Zaun, rollte über das Strassenbort hinunter, das Velo noch zwischen den Beinen. Ein Bauer wollte mit der Milch im Holzbrentli schnell ins Dorf, der Tierarzt mit dem Auto kam um die Ecke gefahren. Schnell ein Sprung über die Stossstange und die Milch ergoss sich auf die Windschutzscheibe. Der Doktor habe grosse Augen bekommen.

Das war als man im Jahre 1930 dem Milchverband angeschlossen wurde. Nun konnte man immer jede Menge Milch verkaufen. Ein alter Mann sagte, es sei ein Armutszeugnis die Milch zu verkaufen.

Vorher wurde die Milch nach Hause getragen zum kochen oder käsen. Nun stiegen die Leute mit der Milch auf das Velo. Sie erklärten, es gebe einfach etwas Geld ins Haus. Einige hörten aber nach 10 Jahren wieder auf Milch zu liefern. Es war auch nicht immer schön bei Schnee und Eis zu fahren. Mit der Verschlussbremse ging es etwa zu Boden und wieder auf und weiter. Diese Übungen machten wir bis in die sechziger Jahre. Ab hier gab es dann Beiträge zum Kälbermästen.

Etwa um das Jahr 1930 war ein Lastwagenhalter in Habkern. Dieser fuhr mit Holz gegen Interlaken. In Balmer's Kehre fuhr er über das Strassenbort hinaus, lenkte seinen Wagen etwa 40 m hinunter an einen Haselstrauch. Mit einer handbetriebenen Seilwinde wurde er wieder auf die Strasse gestellt. Es folgte ein zweiter Lastwagen und später weitere Personenwagen.



Alte Allmendhütten im Vorderläger

Noch etwas Gebäudebau. Früher hatten auf der Allmend, auf jedem der beiden Staffeln, Bürger der Bäuerter Bort, immer 2 oder 3 Familien zusammen eine kleine Hütte. Sie waren aus Rundholz, mit Schindeln gedeckt und mit Steinen beschwert. Deren waren da ein

paar, jede mit einem Misthöfli aus Rundholz. Der Hirt trug den Mist mit der Brente aus. Nun beschloss die Bäuert im Jahre 1943 auf einem Staffel eine gemeinsame grosse Hütte zu bauen. Da hatte ein jeder Bürgerrechtsbezüger seine Arbeit zu leisten. Im Jahre 1949 wurde auch im anderen Staffel ein gemeinsame Hütte gebaut.

1945 bauten wir an unserem Haus eine Kreuzfirst ein, 1947 erstellten wir eine Scheune für 14 Stück Grossvieh, 1954 kam ein Anbau an eine Scheune. Anfallende Reparaturen und Erneuerungen, wie die Holzlager des Viehs in den Ställen, bauten und flickten wir möglichst selber. Wir machten auch Schiebkarren. Nach 40 oder 50 Jahren sind auch die Schindeldächer neu einzudecken. An den Holzschlitten war auch immer viel zu flicken, manchmal mussten sie fast vollständig erneuert werden. Die verschiedenen Motoren mit Zubehör brauchten ebenfalls die nötige Wartung.

Später bauten wir selber einen Wagenschopf. Dieser musste 2001 der neuen grossen Scheune weichen. Die älteren Scheunen werden nur noch wenig gebraucht.

Wir hatten damals noch mehr Pläne. Doch sie liessen sich nicht mehr realisieren. Mir machte die Hüftartrose immer mehr zu schaffen. Eine Operation schien mir zu unsicher. Die Angst im Rollstuhl zu landen und anderes hielt mich zurück. 13 Jahre lang erhielt ich die halbe IV Rente. Sie bedeutete auch für den Betrieb eine kleine Verbesserung.

Auch hatten wir früher, wie auch später, etwa zwei Jucharten Land trainiert. 60-70 cm tief von Hand gegraben. Wir legten Tonröhren mit 8 cm Lichtmass ein. Damit sie sich nicht verschoben musste bei den stumpfen Stössen beidseitig ein Stein gelegt werden, oben drauf kam eine Steinplatte und darauf kleine Steine.

Wir erinnern uns noch gut an das grosse Stück nasse Wiese, nicht weit vom Haus, mit den schönen Hahnenfussblumen. Man konnte im Frühling weder Gras mähen noch das Vieh weiden lassen. Heu konnten wir dort nur wenig ernten. Solches Land hat es in Habkern

noch viel. Ein alter Bauer habe früher im Scherz gesagt: «Er brauche nicht zu güllen, es sei sonst nass genug. »

Auch Güllegruben hat man gemauert. Nicht ganz so gross wie die heutigen. Die Mauerarbeiten waren mühsam. Grosse Drehkübel mit Fertigbeton, fuhren noch keine vor. Man ging in den grossen Bach, wusch Kies und Sand und schaufelte dieses Gut in Jutesäcke. Sie wurden auf Schlitten geladen und von Hand oder später dann mit dem Elektromotor, auf den Bauplatz gebracht. Den Zement musste man kaufen. Wegen der Kosten wurde eben überall wo möglich gespart.

Nach alledem sahen wir nun im Laufe der vergangenen 60 Jahre, wenn auch nicht sehr hoch, doch einen gewissen Lohn für die harte Arbeit. Sie hatte sich bewährt.

Unser Streben war stets mehr Futter gewinnen zu können. Schon in den zwanziger Jahren hatte man begonnen Thomasmehl zu säen. Dieser Dünger wird heute abgelehnt. Früher haben die Kühe die Holzwände fast durchgenagt, in alten Scheunen kann man das noch sehen, nach dem Ausbringen von Thomasmehl hat das aufgehört. Auch brachte der Düngereinsatz beträchtliche Futtervermehrung. Davon wurde damals viel gesprochen.

Auch sonst war immer viel los. Wie erwähnt war der ältere Bruder Hans, ausser 5 Sommer, immer auf der Alp Aellgäu-Scherpfenberg. In den dreissiger Jahren war in diesem Gebiet unter dem Hohgant, wo er als Senn tätig war, nur ein Fussweg durch Sumpf und Dreck bergauf. Vom Staffel Scherpfenberg musste alle zwei Tage der Käse durch diesen Weg ca. 4 km mit dem «Räf» zum Speicher getragen werden. Dies etwa 5 Wochen lang. Die anderen 11 Wochen war die Wegstrecke etwa 2 km.

Im Kriege baute dann eine HD Abteilung einen Karrweg von Habkern über den Berg bis Habkern-Grenze unweit Kemmeribodenbad. Da konnten dann diese Aelpler von der Alp Scherpfenberg, 4 Senn tum von je 35 Kühen, diesen Karrweg mit Pferd und 2 Räderkarren benutzen.

Vor 100 Jahren hatten die Habkerer noch fast keine Pferde. Dieser Käse musste dann vom Speicher 1.5 km mit dem «Räf» wieder fortgetragen werden und mit dem Schlitten von Hand bis Traubachbrücke gezogen werden. Bei dieser Brücke wurde er wieder auf das «Räf» geladen und wieder 2 km bis an unser Bort zum Haus getragen werden. Um 1924 als dann die Strasse gegen das Bort ging, und 1930 auch gegen die Bohlseite, wurde dann Pferd und Wagen gebraucht. Vom Speicher zog das Pferd mit dem Schlitten unseren Käse an die Strasse.

Die «Räf» vom Vater und von Hans sind noch vorhanden, auch noch unsere Hutten. Sie sind nun an der Ruhe. Jemand konnte sich damals die Strasse noch nicht recht vorstellen als er sagte: «So ein Mäuerchen an der Strasse sei noch gut, da könne man gäbig das «Räf» abstellen und ruhen.»

Es war nötig einen Zusatzverdienst zu haben und wir machten die Arbeit auch weil es so von uns gewünscht wurde. Als Anerkennung erhielt Hans eine Urkunde, eine Sackuhr und eine Glocke mit Widmung. Ich hatte bis 75 Jährig das Amt als Bäuerkassier- und Schreiber inne. Für meine langjährigen Dienste erhielt ich ebenfalls eine Urkunde, sowie eine Uhr und eine schön geschnitzte Truhe mit Widmung. Wir können uns nun diese Sachen anschauen.

Auf der Allmend gibt es immer viel zu tun. Ich durfte die Rechtbezüger immer zu den Gemeinwerken ermuntern, das war meine Aufgabe. Diesem Mann sagte man früher der Pfander.

In den letzten Tagen der Schulzeit erhielt man noch etwas Buchhaltungsausbildung. Nachher hatte ich 10 Jahre lang kaum ein Bleistift oder Federhalter in der Hand. Den Namen schreiben ist mir noch gelungen.

Der Bäuert Kassier vor mir führte teils mit Bleistift eine Buchhaltung in einem Heft. Der Bäuerschreiber machte, wie an anderen Orten, die Verwaltungsrechnungen. Dann kam die Verordnung von Bern, für jede der 3 Kassen eine Buchhaltung zu führen, und dies habe

mit Tinte zu geschehen. Besonders die Holzrechnungen, ein Reservefonds und anderes war alles ganz neu.

Auch ich war eben neu. Die Regierung war sehr besorgt, dass ihre Pläne genau durchgeführt werden. Auch die Rechnungen waren nicht nach Wunsch. Wenig später wurden alle Gemeinde- und Bäuertschreiber, und alle Kassiere des Amtes Interlaken, aufgefordert nach Interlaken in die Aula zu kommen. Zwei Männer von Bern und der Regierungsstatthalter waren da, um alles zu erklären. Es herrschte keine Begeisterung. Aber der ganze Kanton Bern lernte dann die Sache. Eigentlich musste man dann froh sein, dass es nicht schlimmer war. Und nach Jahren erkennt man, dass es gut war, wenn sie gerade dem Walde grosse Aufmerksamkeit schenkten, statt nichts zu tun wie in den armen Ländern.

Im Jahre 1954 machte ich dann weiter die Verwaltungsrechnungen nach dem neuen Schema von 1952.

Auch andere Leute hatten ihre Umstände. Man half etwa in der Not einander beim Vieh füttern. Auch wenn eine Kuh in einer Scheune oben, mit viel Mühe endlich ein Kalb zur Welt brachte, manchmal mit dem Tierarzt. Um im Winter von einer Scheune zur andern das Vieh zu zügeln, mussten ein paar hundert Meter Weg, von einem Meter und mehr Schnee frei geschaufelt werden. Man half einander oft mehrere Tage.

Unsere Mutter ist zu erwähnen, sie schneiderte uns allen mehrere Anzüge, und mit den Schwestern zusammen alle anderen Kleidungsstücke. Dies auf der alten Tretmaschine, welche noch vorhanden ist und tüchtig wäre. Ich höre sie noch «schnurren».

Die Wäsche wurde alle von Hand gewaschen. Bettzeug-Waschtage gibt es heute nicht mehr und lange Wäschehängen sieht man auch keine mehr im Dorf.

Ein Problem war früher auch das Trinkwasser. An manchen Orten nahm man das Wasser aus den weit her fliessenden Bächlein. Wenn möglich wurde das Wasser aus dem Bach oder von der

Quelle mit Holzkännel zu den Häusern und Scheunen geleitet. Es wurden auch Holzröhren, sogenannte «Tüchel» gebohrt und in der Erde verlegt. Man kann noch Reste solcher Holzröhren finden.

Manche trugen das Wasser in «Holzbrenten» und «Melchtern» zum Haus. Damals sah man noch «Huttenesel» neben einem «Glunten» stehen, und den «Holzgon» daneben liegen. Ein Bauer habe bei diesem Wasser tragen gejodelt, dass man es in der Ferne hörte. Dabei habe es ihm vor lauter keuchen immer wieder die Stimme genommen. Trotzdem war er guten Mutes.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts wurden in Fabriken Eisenröhren hergestellt. Sie zu kaufen brauchte Geld, da hielten die Leute sich zurück. Aber schon vor unserem Besinnen wurden an manchen Orten kürzere Leitungen verlegt. Diese Röhren waren noch nicht galvanisiert und rosteten. In den dreissiger Jahren hatten wir viel mit flicken zu tun.

Unter den alten kleinen Scheunen befanden sich noch Mauern ohne Zement. Nur mit etwas Kalkpflaster oder Lehm waren sie gearbeitet. Neben diesen Mauern war das Wasser sehr gerne in das Standrohr im Stall gefroren. Wenn man dem Vieh Wasser geben wollte, so musste man irgendwie wieder auftauen.

Im Sommer 1972 begann dann der Alpbetrieb der beiden Brüder Hans und Christian und der Familie auf der Bortallmend. Für die Feldarbeit gab es immer mehr Maschinen. Die Arbeit wurde gegenüber früher ordentlich leichter. Bis 1946 trugen wir noch den Mist und mähten von Hand. Das Heu mussten wir bis 1963 in die Scheunen tragen.

Nun ist vieles anders. Man will alles immer besser machen. Vieles hat man erfunden und entwickelt und es geht leichter und schneller. Die Fabriken laufen gut und erzeugen viel. Handarbeit ist nicht mehr gefragt und ist zu teuer. Wohin soll das alles führen? Eine grosse Erfindung der Menschheit steht noch bevor und es wird daran studiert; einen Ersatz für Erdöl und Atom.

Vieles ist gut und besser geworden. Über etwas muss man sich noch Gedanken machen. Es fehlt an gewissen Orten doch etwas an Zufriedenheit und Genügsamkeit. Man spricht immer von der reichen Schweiz. Man kann auch sagen; arme schöne Schweiz in hohen Schulden. Mit Gottes Hilfe geht das Leben weiter.»

Aus früheren Zeiten II

Weitere Erinnerungen und Ergänzungen von Gottfried Zybach

«Es war im Jahr 1889. Da mussten Abraham Zybach, Christian Zenger und Heinrich Tschiemer in die Rekrutenschulen einrücken. Die Bahn fuhr noch nicht bis Interlaken. Sie machten sich mit dem Dampfschiff auf den Weg. Unser Vater musste 1895 in die Infanterierekrutenschule Bern, wofür er dann die Bahn benützen konnte.

Im ersten Weltkrieg war er lange Zeit in Andermatt im Aktivdienst. Sie hatten als Landwehrsoldaten dort auch ihre Ausbildung im Stellungsdienst. Er erzählte oft von dem Zapfenstreich der Trommler, der immer am Abend vorgeführt wurde. Dabei kam jemandem etwas in den Sinn. Dieser Zapfenstreich sage: „«Sie töde en alti Geiss, si töde en alti Geiss, zmorge Spatze, zmorge Spatze, si töde en alti Geiss.» Dies die Anspielung auf das alltägliche, nicht immer sehr feine Stücklein Fleisch, den Spatz, welches sie mit gesottene(n) Kartoffeln serviert bekamen. Dafür wurden sie beim Exerzieren gelobt. Ein Offizier schnauzte zu ihnen: «Hundertjähri Wyber, wo e zentnerschweri Hutte am Rügge hätte, chönnte nid wüeschter ga wede dir!»

Alles ging vorbei. Auch dieser erste, schon schwere Weltkrieg, wo alles rief: «Nie wieder Krieg!» Der Vater sagte dann immer: „«Damals als der Krieg ausgebrochen ist, war es so:» Er erzählte immer von vielen Entbehrungen, weil er so plötzlich da war, und

niemand auch die Behörden, nicht oder nur schlecht vorbereitet waren.

Sparsam ging es nachher weiter. Man kaufte nur was bitter nötig war. Es wurde erklärt, es sei nie mehr wie vor dem Krieg. Immer hatte der Vater den Wunsch, einmal mit der Mutter nach Andermatt zu reisen. Man hat es aber immer verschoben. Die Mutter wollte auch noch einmal zum Trümmelbach. Das habe ihr da so gefallen. Alles kam nicht zur Erfüllung. Freilich war Krieg und Krankheit. Doch man fragt sich heute.»

Schule

«Man ging auch zur Schule. In der Unterschule zu Fräulein Elise Aegler einer etwas strengen Wesensfrau, welche etwa jemandem mit dem Lineal auf die Finger schlug. Ich bekam diesen Lineal nie zu spüren, habe sie aber sonst in negativer Erinnerung. Lehrer Bärtschi war nicht besser. In der Unterschule war eine Zeit lang Fräulein Ramseier da. Sie war ziemlich human mit uns. im 7. Schuljahr bei Lehrer Schmocker und die zwei letzten Jahre bei Lehrer Gruber ging es dann besser. Die Feststellung: Lehrerinnen und Lehrer haben eben nicht gerade die gleiche Wesensart wie das Kind. Genau dasselbe gilt auch im späteren Leben, auch wenn Leute nach der Bibel gescheit lehren möchten.»

Wir gingen auch auf Schulreisen. Das erste mal nach Leissigen in die Blindenanstalt. Ich sehe die Blinden noch beim Körbe flechten. Nach Lauterbrunnen und Iseltwald, Spiez, Aareschlucht und nach Thun, wo wir in der Nähe Flieger sahen. Einmal mit Lehrer Schmocker nach Bern, Bärengraben und Münsterturm, wo die Glocken noch von Hand geläutet wurden. Bei der zweitgrössten Glocke waren wir dabei. Auf jeder Seite zwei Männer. Ich sehe sie noch ziehen. Der Klöppel war mit einem Stab auf die Seite gestellt, bis die Glocke in Schwung war. Dann schlug einer der Männer den Stab weg und dann tönte es. Die Oberschule von Habkern hatte sich ringsum aufgestellt, horchte und schaute dieser Glocke und

den Männern zu. Nach einer Weile musste dieses Läuten wieder aufhören. Es wurde gebremst, indem abwechselnd auf jeder Seite die Glocke zwei Männer ein Stück in die Höhe hob. Dies drei mal. Dann schlug der Klöppel nicht mehr an, und die Glocke war wieder still. Jetzt ist es im Münsterturm nicht mehr so schön. Man kann die Glocken nur durch ein Gitter läuten sehen, wo es mit Ketten hin und her rasselt. Das hätte man nie machen sollen.

Im 8. Schuljahr machten wir eine Reise auf den Grimselpass. Die Staumauer war gerade im Bau. Statt der vorherigen zwei Seelein, waren bereits deren drei. Aber wir hatten noch letzte Gelegenheit, neben dem neuen Hospitz auf dem Nollen vorbei, zum alten hinunter zu steigen, welches jetzt unter Wasser ist. Nachher besuchten wir an der Handegg die bereits montierten Generatoren. Weiter ging die Rückfahrt bis nach Innertkirchen, wo wir die ebenfalls im Bau befindliche Kraftwerksanlage anschauten. Das war damals noch etwas ziemlich Neues im Lande in dieser Grösse.

Die Staumauern werden ständig auf ihre Standhaftigkeit beobachtet und die hundert Tonnen schweren Generator-Rotoren werden alle 10 Jahre immer wieder aus der Verankerung gehoben und neu revidiert. Ebenso die Turbinen. Wir bestaunten auch die verschiedenen grossen Apparate. Sie seien so und so viele Tausend Kilogramm schwer, erklärte uns ein Mann.

Dann glaubte Pfarrer Lädach, wir sollten dieses Reisegeld sparen. Wir bestiegen dann im letzten Schuljahr noch das Augstmatthorn.

Dann ging die Schule zu Ende. Neben Unannehmlichkeiten war sie auch schön und war auch nötig. Ich überlegte einen Beruf zu erlernen. Schreiner, Schlosser oder Sattler, Kunstmaler oder Schnitzler? Daheim gab es viel Arbeit, sonst war grosse Arbeitslosigkeit, so blieb ich daheim.»

Militär

«Bruder Hans absolvierte seine Rekrutenschule als Säumer in Sitten. Ich musste mich 1936 zur Aushebung stellen. Befund: Dienstuntauglich. Der Krieg war dann im Anzug. Am 30. August 1939 bot man mich wieder auf zu einer Untersuchung. Wieder war der Befund Dienstuntauglich. Man sagte mir nicht wegen was. Ich hatte etwas komische Gefühle. Doch der Krieg war rasch und furchterregend losgegangen. Auch die Aelpler mussten einrücken. Ich bekam den Auftrag, Ulrich Zurbuchen auf Alp Seefeld zu melden, dass er einzurücken habe. Sie konnten aber bald wieder heim. Am 22. Dezember 1939 wurde ich wieder aufgeboten zu einer Nachmusterung. Da wurde ich als Diensttauglich befunden.

Am 6. Januar 1941 musste ich in die Fliegerabwehrrekrutenschule in Payern einrücken. Da waren bis zu 40 Jahre alte Männer dabei. Bei den älteren Rekruten hatte es etliche dabei, welche mit lernen und rennen etwas Mühe bekundeten. Obwohl man mir bei der Aushebung nicht recht zutraute, hatte ich keine besondere Schwierigkeiten. Wir hatten 20 mm Maschinenkanonen, welche in aller Eile bis 1938 fabriziert wurden. Die Fliegerabwehr war noch im Rückstand. Im ersten Weltkrieg gab es noch wenig Flieger und alles war in Entwicklung. Erst nach 1930 kam das befürchtete Ahnen. Man erinnerte sich noch. Der letzte Krieg war noch sehr im Gespräch. Man wollte nicht recht an Krieg glauben. Jetzt sei ja der Völkerbund. Die Armee habe wenig Sinn mehr. Ich weiss noch von einem Bild, wo Bundesrat Minger eine Rede hielt, «Volk und Armee», wo er dem Schweizervolk ins Gewissen rief, es müsse an einen neuen Krieg denken.

Die Rekrutenschule ging bis am 22. März 1941. Am 31. März mussten wir wieder in Langnau einrücken. Von dort fuhren wir nach Wangen bei Dübendorf. Nach einem Monat ging es nach Montana zum Schiesskurs mit den Geschützen. Danach fuhren wir nach Sempach und waren da bis zum 5. August 1941.

Hatte zwischendurch zwei mal Urlaub, im ganzen 46 Tage. Ich war auf dem Weg nach Hause, als mich ein Wachtmeister sah. Er rief zu mir: «Adie du cheibe Urlaubstechniker.» Die Nichtlandwirte erhielten nur wenig Urlaub. Während diesem oft strengen Dienst hatte ein Flück von Brienz 3 Tage scharfen Arrest erhalten. Er war oben im Stadtmauerturm ob dem alten Stadttor und schaute heraus. Dort kam er in ein moralisches Tief. Er stieg in der Nacht herunter, nahm neben uns seinen Karabiner, ging nebenan in den Materialraum. Er setzte sich auf den Boden, lehnte sich an die Gurtengliederkisten, zog einen Schuh und den Socken aus, richtete das Gewehr gegen sich und drückte mit der grossen Zehe ab. Am Dachband sahen sie die Splitter. Wir, unser 20 Mann gingen nach Brienz an die Beerdigung. Mit gedämpfter Blasmusik marschierten wir auf den Friedhof. «Drei Schütz ins stille Grab», wie es im Lied heisst. Mit blinder Munition schossen wir mit dem Gewehrkolben auf der Schluter gerade in die Luft. Wie wir gekommen waren, verliessen wir den Friedhof wieder.

Hitler war auf seiner Höhe. Er hatte Länder erobert. Die kleine Schweiz da mitten drinn, warum auch nicht? Es wurden Pläne gemacht, immer wieder. Der General erklärte ihm, dass die Schweiz sich mit allen Mitteln einem Angriff zur Wehr setzen würde. Berater rieten ihm, von diesem Vorhaben abzusehen. Es ist aber nicht so, wie die Meinung jüngerer Leute ist, in dieser heutigen Zeit, die Behörden und das Volk hätten damals keine Angst gehabt. Nach menschlichem Ermessen wäre es möglich gewesen für die Deutschen. Aber für beide Teil nicht gut.

Für mich kam weiter der Aktivdienst. November und Dezember Neuenkirch 39 Tage, 1942 Frühling Langnau 35 Tage, 1942/43 Dezember bis Januar Rekingen, Barackenbau 38 Tage, Frühling 1943 Niedererlinsbach 28 Tage. Dann Langnau 29 Tage, Frühling 1944 Langnau 25 Tage. Im Sommer von Langnau, Flühli mit den Geschützen durch den alten Weg mit eigener Kraft über den Glaubenberg nach Giswil 25 Tage, Herbst Langnau 46 Tage, Im November/Dezember in Langnau einrücken 22 Tage. Dann Mobilmachung, Abfahrt mit 12 Geschützen an Personenwagen und 2 Camions nach Delsberg. Alarm, Schussbereit, Stille. Abfahrt nach Binningen,

übernachten, Abfahrt nach Basel, Alarm, Schussbereit. Ich auf dem Sitz, 2 Mann daneben, etwa 2 Stunden Stille. Angst und Schaffhausen wurden bombardiert. Es gab Tote. Alliierte Flieger kamen und wussten die Schweizergrenze nicht genau. Nach diesem Verweilen hängten wir unsere Geschütze wieder an die Wagen und fuhren bis Pratteln. Dort zerlegten wir zwei Geschütze und trugen sie auf die Persilfabrik. Ich trug noch eine Unterlaffete die Treppen hinauf. Auf diesem ebenen Fabrikdach waren wir nun 6 Mann Bedienung jeder mit einem Feldstecher. Die fremden Flieger kamen nicht mehr. Nach 2 Wochen bekam ich Urlaub. Der Hauptmann war in seiner Kriegsaufregung ein wenig überrascht, als ich plötzlich gehen wollte. Ich verstand ihn. Die Westmächte waren in Frankreich am vorrücken. Die Deutschen wehrten sich noch 5 Monate. Dann war der grausige Krieg zu Ende.

Noch etwas. Ich war von einem Aktivdienst entlassen. Wartete in Interlaken auf das Habkern Postauto. Beim Centralplatz stand ich bei dem Baum und redete etwas mit meiner Schwester Elisabeth. Da ging auf der andern Seite der Strasse bei dem vorherigen Postgebäude die Tür auf und heraus kam der General, die Treppe herunter und zu uns herüber. Sofort vermutete ich er könnte am Ende diesen Weg gehen. Ich war gerade geübt und noch ordentlich angezogen. Wie es sich gehörte und er es sicher erwartete machte ich meine Achtungsstellung als er näher kam. Er salutierte und sagte freundlich zu uns, als französisch sprechender «Gueten Abe». Wir wünschten ihm das auch und er marschierte durch die Bahnhofstrasse hinunter. Er war allein und sonst war auch fast niemand auf diesem Platze. Der Treibstoff musste gespart werden. Kaum ein Auto auf der Strasse. Ein anderes mal musste ich einrücken und marschierte zum Ostbahnhof hinüber. Da kam auch der General im Auto und wir grüssten uns über die Strasse.

Also war dieser Krieg an 9. Mai 1945 um 00.01 Uhr in Europa zu Ende gegangen. Die heute so verschrieenen, bösen Amerikaner haben ihn mit einem ausgeruhten, gut gerüsteten Heer zu Ende geführt. Sonst weiss man nicht, wie lange er noch gegangen wäre. Freilich kam dann im August noch ihr letztes Stück, die Atombomben in Japan, wo die ganze Welt aufschreckte und man sich

noch heute fragen muss. Nachher kam dann kalter Krieg. Die Russen drohten herzukommen. Die Westmächte waren Tag und nacht auf der Lauer. Im Frühling 1950 hatte ich noch Dienst 26 Tage in Savies, Schiesskurs. 1956 20 Tage Schiesseinführungskurs in Grandvillard. 1958 einrücken in Walenstadt, Schiesskurs in Brigels, wo ich dann wegen Artrose dienstfrei wurde. 492 Tage war mein Dienstbetrieb in der Armee. Die Angst vor Russland legte sich im Jahre 1989. Eine neue Kriegsgefahr ist immer möglich.»

Aus früheren Zeiten III

Erinnerungen von Hans Zybach

Aelplerleben



«Es war im Frühling 1930. Da kam Bericht an dem bestimmten Tag gehen wir «ga z'Chrud gschoue». Starten um 4.00 Uhr auf dem Hubel. Damals war noch keine Strasse nach Bohlseite und Schwendi, es war keine andere Wahl als das «Räf». Als ich an jenem Morgen kam, sagte Tschiemer Heinrich nach dem Morgengruss, er habe für mich in einem Sack ein Quantum Kartoffeln gerüstet und daneben noch in einem Korb ein «Wüschi». Ich könne jetzt von denen noch dazu laden was «mi tüechi». Ich schüttete diese noch alle in den Sack, lud ihn aufs «Räf» und los ging es Richtung Fahrenbühl, Wolfbach,

Mettlen. Heinrich, Bergrat und Senn mit dem Rucksack, er war schon über 60 Jahre alt dazu hatte er Probleme mit einem Knie und ich mit den Kartoffeln ungefähr 50 kg. Von hier hinunter in den sogenannten Tanzboden den Traubach überqueren. Von hier geht es steil aufwärts da fing «ach u liiden» an. Als ich aufwärts schaute sah ich beim Heuschober auf der Brüggetli Fuhre schon ein paar Männer am ruhen und warten. Ich kam tüchtig ins schwitzen und auch der Atem befahl mir langsamer zu treten.

Endlich war die strengste Etappe geschafft und ich konnte meine Bürde abstellen. Es waren da Sennen von der Bergschaft Scherpfenberg und Habchegg, die einen mit einem Sack Salz oder mit

einem Kleiderkoffer und sonst Sachen die auf der Alp gebraucht werden. Tschiemer hatte «z'Jäggis Walter» angestellt, eine Bürde bis zum Wydeggspeicher zu tragen. Dieser bot mir an die Bürden zu tauschen, er war ja 5 Jahre älter als ich und die seine war leichter. Die meisten waren schon ältere Männer wenn ich mich recht erinnere, auch «Buechers Hans» damaliger Gemeindepräsident und Präsident von der Habchegg mit 105 kg Eigengewicht war dabei. So ging es dann gemessenen Schrittes aufwärts und ich konnte gut mithalten. Auf dem Schattwäldli nahm ich dann wieder meine Kartoffeln und trug sie bis zu den Speichern wo ich sie abladen konnte. Beim Speicher sorgte unser Werkmann für Kaffee, Brot und Käse. Nachher lud ich das Käsekessi aufs «Räf», das im Speicher überwintert hatte und weiter gingen wir hinab in den Scherpfenberg, wo wir noch die Heublätze mit Stachldraht umspannen mussten. Nach dem z'Vieri gingen wir heimwärts wo dann noch der Alpauftag festgesetzt wurde.

Es war im Juni 1930 im Scherpfenberg. Wir zügelten das Vieh am morgen früh auf den Nollen. Als die Kühe geweidet hatten, holten wir sie in den Stall und molken sie. Nachher musste ich wieder in den Scherpfenberg hinab. Heini sagte noch: «Häb den e chli uf rücke.» Ich hatte die Ställe zu putzen, musste noch einige Sachen und «Sächeli» aufs «Räf» laden und ja nichts vergessen. Übriges Geschirr und «Geschirreni», die man auf dem Nollen nicht brauchte im Stübli verstauen und dieses abschliessen. Obwohl ich es doch gewusst hätte dass man den «Suur» aufbewahrt, für die nächste Alpzeit, machte ich in allem Pressieren eine Dummheit und schüttete den «Suur» in den Schottentrog. Offenbar war es mir noch nicht ganz in Fleisch und Blut übergegangen.

Dieser dumme Fehler gab mir ein paar Tage zu denken. Ich schämte mich es Heinrich zu sagen und scheute die Vorwürfe. «Joggis Chrigel» der in den folgenden Sommern als Knabe bei uns war nahm es nicht tragisch wenn er einen Fehler gemacht hatte und Heini zu ihm sagte: «Muescht o denke», sagte Chrigel: «da chascht ga denke wets vergissischt». Ich erzählte Heini nichts von meinem Missgeschick. Einige Tage später sagte dann Heini, er gehe nach Habkern, der Sohn komme dann am nächsten Tag um

zu helfen. Da war mein Entschluss gefasst. Am Morgen bevor der Tag anbrach, lud ich eine Brenne mit «Suur» aufs «Räf» und abwärts ging es, die Laterne in der Hand nach dem Scherpfenberg. Ich schüttete den «Suur» in die andere Brenne und dann mit der leeren so rasch wie möglich wieder zurück.

Der Statterbub schlief noch und Tschiemer Hans war noch nicht da. An jenem Tag musste ich aber mit dem «Suur» sparsam umgehen beim Ziger machen, durfte ich doch die Brenne nicht ganz leeren. So musste ich noch mit etwas Essigwasser nachhelfen. Als wir dann einen Monat später mit dem Vieh wieder im Scherpfenberg waren und dann Heini das erste Mal Ziger machte, war er enttäuscht dass nicht mehr «Suur» in der Brenne war. Ich gab dazu keinen Kommentar.»

Nachwort von Gottfried Zybach

Wir beide sind dem Wunsch nachgekommen und haben etwas aus vergangenen Zeiten aufgeschrieben. Bearbeitet von Christa Hofer, Jungfrau Zeitung und Hanni Zenger-Zybach. Habkern im Februar 2004



Elisabeth Zenger-Zybach



Lydia Aemmer-Zybach



Christian Zybach-Schranz